

Achim Kuhn (Hg.)

DEADLINE

T V Z

ACHIM KUHN (HG.)

DEAD LINE

Prominente über
Leben und Sterben

TVZ

Theologischer Verlag Zürich

Publiziert mit der freundlichen Unterstützung der Schweizerischen Reformationsstiftung, der Evangelisch-Reformierten Landeskirche des Kantons Zürich und der Katholischen Kirche im Kanton Zürich.

Die Deutsche Bibliothek – Bibliografische Einheitsaufnahme
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Mario Moths, Marl,
unter Verwendung einer Fotografie von Achim Kuhn
Satz und Layout: Mario Moths, Marl
Druck: ROSCH-BUCH GmbH, Scheßlitz

ISBN: 978-3-290-17783-6

© 2015 Theologischer Verlag Zürich
www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte vorbehalten.

INHALT

Vorwort	7	
Widmung	10	
Hildegard Elisabeth Keller	Von Mäusen und Minuten	11
Adelheid Jewanski	Erinnerungen Gottes?	27
Peter Werder	Keine Angst vor dem Tod?	39
Settimio Monteverde	Der vorgesezte Tod	49
Kurt R. Spillmann	Nachdenken über Leiden, Tod und Sterben	59
Andreas Kruse	Eine andere Sicht auf Sterben und Tod	67
Ingrid Grave	Der Kreis schliesst sich	79
Andrea Silvio Mathis	Nur die Sprache des Lebens	89
Jean Ziegler	Das Geheimnis des Lebens liegt im Tod	101
Judith Giovannelli-Blocher	Leben aufs Ende hin!	109
Michel Müller	Glaube ich, was ich sage? Sage ich, was ich glaube?	117
Klaus Merz	Bleibe bei uns	125
Rifa'at Lenzin	Sterben, Tod und was dann?	129
Peter Henrici	Das Sterben als Übergang	139
Loten Dahortsang	Wer den Schatten erkennt, erkennt auch das Licht	143
Verena Bräm-Burckhardt	Werde ich es schaffen?	151
Berthold Rothschild	Sterben, Tod & Leichen ...	161
Matthias Krieg	Todesnacht und Silberlied	173
Klaus J. Stöhlker	Die Menschen werden geschrumpft	185
Bernhard Egg	Zwei sind besser dran als einer	193
Linard Bardill	Wenn die Sonne untergeht	201

Karin Keller-Sutter	Sterben und Tod	209
Al Imfeld	Weiterleben	221
Luzi Bernet	Der Lebenstext als Trost	227
Achim Kuhn	Leben an der Kante	235
Esther Girsberger	«So lustvoll wie möglich und so schmerzhaft wie nötig»	245
Andreas Mossner	Die Zeit nutzen	251
Patrick Rohr	Näher als wir denken	257
Rudolf Wehrli	«Das Leben muss vielmehr auf sich selber gerichtet sein, sich selber wollen»	263
Thierry Carrel	Sterben, Tod und die Zeit danach	269
Mona Vetsch	Der Tod riecht nach Lavendelöl	277
Nikolaus Schneider	Das Richtige sagen können	285
Anmerkungen	297	
Autorinnen und Autoren	301	
Quellenverzeichnis	315	

Im Englischen bedeutet *deadline* ursprünglich Sperrlinie, Todesstreifen. Im Deutschen kennen wir übertragene Bedeutungen wie Stichtag, Redaktions- oder Anmeldeschluss. Die übertragene Bedeutung verharmlost die ursprüngliche. Aber das ist nichts Schlechtes, weil dadurch dieses Wort zu einem alltäglich gebrauchten Begriff wird: *Dann und dann ist Redaktionsschluss – aber es ist nicht der letzte, denn es wird wieder einen geben in absehbarer Zeit.* Dagegen hat das kurze Wort *dead*, tot, etwas Endgültiges; es bleibt sperrig. Nie harmlos. Das Wort lässt sich nicht beiläufig gebrauchen, denn dem Tod selbst haftet ein Schrecken an.

Die Reihe von Büchern über Sterben und Tod hat sich in den letzten etwa zwei Jahren verdichtet. Über das Sterben wird offensichtlich häufiger und regelmässig geschrieben. Wird auch regelmässig darüber gesprochen? Und noch viel wichtiger: Wird es «mit-erlebt», «er-fahren» in der Begleitung eines Nächsten?

Die hier im Buch versammelten Beiträge sind nicht einfach nur noch mehr Lesematerial zum Thema, sondern jeder Beitrag ist wie ein reflektierender Begleiter; jeder Beitrag lädt dazu ein, nicht nur selbst weiterzudenken, sondern mit anderen darüber ins Gespräch zu kommen. Es sind bewusst «gesprächsöffnende» Texte. Das Buch ist dabei so aufgebaut, dass sich an vier einführende Beiträge solche mit einem autobiografischen Bezug anschliessen; aber jeder dieser Beiträge geht nicht nur vom eigenen Erleben aus, sondern auch von einem selbst gewählten kurzen Text, der eine «objektive» Stimme einbringt. Die Beiträge von

zweiunddreissig Autorinnen und Autoren setzen sich – beruflich oder persönlich geprägt – mit dem existenziellen Themenbereich Leben – Sterben – Tod und der Hoffnung auf das Danach gründlich auseinander. Und diese zweiunddreissig waren bereit, andere an ihren Erkenntnissen teilhaben zu lassen.

Der Kern der Beiträge, der Kern dieses Buches ist der Gedanke: Die Auseinandersetzung mit dem Ende des Lebens (und einem möglichen Danach) geschieht vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit dem Leben. Früher hiess das: Der Kunst des Lebens entspricht eine Kunst des Sterbens (*ars moriendi* – *ars vivendi*). Nur wer bewusst lebt, stirbt auch bewusst. Nur wer bewusst sterben will, das heisst sich auf das Sterben vorbereitet, der lebt wirklich intensiv. Der Kontrapunkt wäre: Das Leben ist wie Asche ohne Glut – es staubt hinüber in die sterblichen Asche-Überreste im Krematorium. Stattdessen soll die Intensität des Lebens vor dem Dunkel des Todes aufleuchten; und das Sterben (respektive die Vorbereitung darauf) soll wie ein Höhenfeuer in der Nacht sein. Vielleicht hat für den, der nie richtig, bewusst, intensiv gelebt hat, der Tod keinen Schrecken. Aber vor dem Tod darf man erschrecken, damit man bewusst im Leben reifen kann.

Der Tod bricht ins Leben ein. Was können wir tun?

Nichts – den Tod erwarten, bis er uns holt; in dieser Weise scheinen viele Menschen gerade auch in Pflegeheimen auf den Zeitpunkt ihres Ab-Lebens zu warten.

Wenig – nur den Zeitpunkt des Todes selbstbestimmt gestalten, wie das in den aktuellen Diskussionen über Sterbehilfe oder den selbstgesetzten Todeszeitpunkt aus Lebenssattheit Thema ist?

Viel – wenn wir uns mit Sterben und Tod und der Frage nach dem Danach auseinandersetzen und uns überlegen, was die Begrenztheit dieses Lebens für die Gestaltung der Lebenszeit bedeutet. Genau das tun die Autorinnen und Autoren in diesem Buch – und dafür sei ihnen herzlich gedankt.

Ich wünsche Ihnen, der Leserin und dem Leser, dass das Buch Ihre Gedanken zum Leben vertieft; und dass es Ihnen hilft, über den «Dreiklang» Leben – Sterben – Tod und die Fragen zu

dem Danach mit sich selbst und mit anderen ins Gespräch zu kommen. Heute ist nicht einfach der erste Tag des Rests Ihres Lebens, sondern heute beginnt Ihre Deadline, Ihre Frist, Ihre geschenkte Zeit für die Beschäftigung mit diesem reichen und weiten Themen-Dreiklang. Nicht angstbesetzt, sondern hoffnungsvoll; gesprächsbereit und offen; versöhnt mit dem Leben, das war – und mit Lust an dem Leben, das ist und kommt.

Männedorf, 20.11.2014
Achim Kuhn

WIDMUNG

Dieses Buch ist den Menschen gewidmet, die durch den Reichtum ihres Lebens und durch ihre bewusste Auseinandersetzung mit dem Sterben und Tod zu zwei wesentlichen Erkenntnissen kamen: zu einer dankbaren Freude am Leben und einer vertrauensvollen Hoffnung, die über das Jetzt und Hier hinausragt. Solche Menschen können bleibende Spuren legen im Leben anderer; zu ihnen gehören für mich neben vielen älteren Menschen besonders:

Marianne Stauffacher, die ehemalige Verlagsleiterin des TVZ. Ihr plötzlicher Tod im September 2013 liess mich ganz konkret erleben, wie der Tod unsere Pläne durchkreuzt,
meine Eltern Henriette und Johannes Kuhn,
meine Schwiegereltern Renate und Gerhard (gestorben im September 2011) Schellpeper.

Achim Kuhn

VON MÄUSEN UND MINUTEN

Geschichten über die Endlichkeit

Hildegard Elisabeth Keller



Nur noch ein wenig weiterleben

Ich möchte einige Geschichten über die Endlichkeit erzählen, wie sie Menschen im Mittelalter mit Texten und Bildern vermittelt wurden. Es ist dieselbe Endlichkeit, die als biologische Tatsache das Leben auf Erden noch immer bestimmt, auch wenn uns heute medizinische Technologien das Lebensende hinauszuzögern helfen. Die Gegebenheit der körperlichen Hinfälligkeit war und ist stets dieselbe. Aber das bewusste Abringen von «noch ein wenig Leben», nach dem sich Menschen früher vielleicht ebenso sehr gesehnt hatten wie heute, nimmt die Bewusstseinsunterschiede zwischen damals und heute stärker in den Blick. Und darum geht es mir in diesem Beitrag.

Die Endlichkeit alles biologischen Lebens bringt eine Spannung hervor, die sich über das Leben legt, lange schon vor dem Tod. Sie macht sich in Wachstum und Zerfall bemerkbar, erst schliesst sie die Fontanelle und härtet die Knochen, aber bald schon macht sie die Haare grau und krümmt die Glieder. Die «Seele» durchlebt in einem mit der Zeit abgedichteten Gefährt ihre Lebensjahre, bis sie schliesslich aus dem Mund fährt und ihr Leben ausserhalb des Körpers antritt. Geburt und Tod sind Nadelöhre, der Tod selbst im Mittelalter nichts als ein Befehlsempfänger Gottes. Eine morsche Personifikation in den Händen der Kirche, die erschrecken statt zum Lachen reizen sollte. Höchstens Törichte zankten mit dem Sensenmann, weil sie ihn für den Verlust eines geliebten Menschen verantwortlich machten.

Ich habe nicht vor, Sie mit drastischen Schilderungen des Sterbens in früheren Zeiten zu reizen oder, je nach Geschmack, zu langweilen. Technologieferne Zeiten (und Kulturen noch heute) kennen ein ungemildertes, vielleicht roheres, aber auch ein von Gemeinschaftsritualen getragenes Sterben. Wir gewinnen keine Erkenntnis, wenn wir wissen, welchen körperlichen Leiden und unhaltbaren äusserlichen Umständen Todkranke ausgeliefert waren. Die Veränderungen im kollektiven und im individuellen Bewusstsein, in den Gedanken und Imaginationen, machen das positive Erbe der Moderne sichtbar.

Geschichte in Geschichten

In Geschichten lässt sich jene grosse Geschichte ertasten, die wir alle gemeinsam machen, durch Freiheitslust und Selbstbestimmung, heute nicht allein beim Lebensende, sondern auch beim Zeugen und Gebären von Kindern.

Wir machen Geschichte, indem wir die Geschichte des Sterbens – so radikal wie noch nie seit Menschengedenken – mit der Selbstbestimmung jedes Einzelnen zusammenführen. Wir alle, die wir für den schnellen und hohen Mitgliederzuwachs bei den mittlerweile fünf Sterbehilfeorganisationen in der Schweiz sorgen, machen diese Geschichte. Wir alle, die wir für selbstbestimmtes Zeugen und Gebären sind. Wir alle, die offen sind für die Sterbeforschung seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und ihre Art, die Grenzen zwischen Tod und Leben durchlässiger zu machen, massgeblich durch Gespräche mit Menschen, die in Nahtoderfahrungen «hinübergegangen», aber dann wieder zurückgekommen sind. Wir alle, die sich für Reinkarnationsvorstellungen anderer religiöser Kulturen interessieren, für schamanistische Zeitreisen, überhaupt bewusstseinsweiternde Praktiken, aber auch für Erfahrung mit Medien, die Gespräche mit Wesen «im Nachleben» («*after-life*») führen wollen. Daraus resultieren eigentliche Mitschnitte von Telefongesprächen. Ein Titel eines solchen Buches lautet: «Gespräche mit Jerry und anderen Menschen, die ich für tot hielt». Der kirchliche Kontext, der im Mittelalter alle Dinge rund um das Sterben und das nachtodliche Schicksal eines Menschen definierte, hat in all diesen Bereichen seine Deutungsmacht verloren.

Diese Geschichte der Bewusstseinsöffnung führt von kollektiv-kirchlichen Auffassungen von der Bestimmtheit des Lebens und Sterbens hin zur Selbstermächtigung des Individuums zum selbstbestimmten Leben und Sterben.

Lebenssatt

Zentralafrikaner und Haitianerinnen leben weniger lange als Schweizerinnen und Luxemburger. Sterben sie deshalb ergebener, leisten dem Tod weniger Widerstand, oder ist eher das Gegenteil der Fall? Oder spielt die Zahl der Jahre keine Rolle, weil Menschen so oder so mit aller Kraft am Leben festhalten, gerade weil ihr Leben ganz grundsätzlich zu kurz ist und ihnen keine Chance lässt, sich mit seiner Endlichkeit abzufinden? Aber erleichtert ein langes Leben, das einen mindestens so lebenssatt macht wie die eigenwillige Greisin in Brechts Erzählung, den Abschied nicht doch ein wenig? Oder ist es wirklich so, wie manche sagen, dass ein junger Mensch leichter aus der Welt geht, weil er sich in ihr nicht lange festsetzen konnte? Und überhaupt: Kann man das Sterben denn üben, oder sollte man eher zu leben üben, sich auf das Hier und Jetzt des Lebens konzentrieren?

Das sind Fragen, die sich auch die in diesem Buch Schreibenden stellen, verständlicherweise. Ich halte sie nur insofern für beantwortbar, als Menschen des 21. Jahrhunderts – zumindest in säkularisierten Gesellschaften des Westens – selbstbestimmter leben, individueller auf die erwähnte Endlichkeitsspannung reagieren und ihre je eigene Antwort leben.

Historisch betrachtet ist dies neu. Familien, kirchliche Institutionen und andere Kollektive bestimmten Leben und Sterben massgeblich. Im Mittelalter beanspruchte die Kirche schier absolute Deutungshoheit. «*Media in vita*» (mitten im Leben) umfange uns der Tod schon, behauptet eine Antifon des St.Galler Mönchs Notker der Stammler (um 840–912). Deshalb sei des Todes zu gedenken. Mit hochemotionalen Schilderungen von wünschenswerten und grässlichen Jenseitsschicksalen schürte die vorreformatorische Kirche Ängste, für die sie ihre eigenen Bewältigungsstrategien anbot und später, in Form von sogenannten Ablässen, auch zu verkaufen begann (das Wort Ablass bezog sich auf zeitliche Sündenstrafen, die im Fegfeuer zu erlei-

den waren; wer in der Hölle endete, konnte sein Los auch mit einem Ablass nicht mehr verbessern). Martin Luther, der dieser kirchlichen Tradition entstammte, brach mit der Geldmacherei der Kirche, aber schürte die Höllenängste gleichwohl. Sein «Handbüchlein» für den Christen (1524) enthält die ins Deutsche übersetzte Antifon Notkers, die ebenfalls die Angst schürt, vom Höllenmaul verschlungen zu werden, allerdings mit dem Unterschied, dass göttliche Gnade allein davor bewahre:

«Mitten yn dem tod ansycht / vns der hellen rachen / Wer wil vns aus sölcher not / frey vnd ledig machen / das thustu herr alleyne. [...] Mitten yn der hellen angst / vnser sund vns treiben Wo soln wir den fliehen hyn / da wir mugen bleiben / Zu dir herr Christ alleyne.»

Kunst vom Leben und Sterben?

Vor sechshundert Jahren, als ein «langes» Leben durchschnittlich fünfundvierzig Jahre dauerte, wurde der Sterbeprozess mitten im Leben multimedial vorweggenommen, mit Büchern, Bildern und Bilderbüchern, aber auch Theaterspielen und dreidimensionalen Objekten.

Ein Buch war besonders erfolgreich. Sein Titel ist verheissungsvoll für heutige Ohren, er lautet auf Deutsch «Kunst des Sterbens», lateinisch: *ars moriendi*. Manche Autorinnen und Autoren dieses Bandes berufen sich auf diese historische Sterbekunst und stellen sie einer «Lebenskunst» (*ars vivendi*) gegenüber, die sie den heute Lebenden ans Herz legen. Wer richtig zu leben verstehe, sterbe auch «richtig». Im Spätmittelalter sagte man aber eher: Erst wer «richtig» sterben lernt, lebt auch richtig. Diese Vorstellungen von richtig und falsch waren kirchlich geprägt und schürten auch Emotionen, die das Sterben kaum leichter gemacht haben. Die «Kunst des Sterbens» wurde zu einem der meistverbreiteten Andachtsbücher in Europa vor der Reformation.

Diese «Kunst des Sterbens» war ein spätmittelalterliches Blockbuch, ein noch nicht mit beweglichen Lettern, sondern mit Holzstöcken gedrucktes Buch. Die neue Technologie des frühen Buchdrucks liess erstmals einen von Angebot und Nachfrage



Bildblatt aus
«Ars moriendi» (ca. 1475)

bestimmten, überregionalen Buchmarkt entstehen. Die «Kunst des Sterbens» war ein populäres Buch, ein Ratgeber im mittelalterlichen Sinn, denn was auf den drei Text- und elf Bildseiten vermittelt wird, empfindet man heute weder als Lebens- noch als Sterbehilfe. Die elf Holzschnitte führen die Leser in eine ritualisierte christliche Vorstellung dessen ein, was im und um einen Sterbenden vor sich geht. Wie auf einer Bühne treten kirchliches Personal, die Trinität Gottes, die Muttergottes, Heilige, Engel und – zahlenmässig dominant – Teufel nacheinander in die Kammer des Sterbenden.

Das Sterben der andern

Niemand entkommt dem Tod. Damals aber entkam auch niemand dem Sterben der andern. Menschen starben für gewöhnlich im eigenen Haushalt. Der Leichnam wurde in seiner häuslichen Umgebung aufgebahrt und mit allen Elementen der Totenfürsorge versehen, bis er begraben wurde. Für die Seele eines Verstorbenen betete man auch lange nach dem Tod in ritualisierten Zeiten.

Deshalb ist das Bett der zentrale Schauplatz in der «Ars moriendi»-Tradition. Auch Hieronymus Boschs Bild «Tod des Geiz-



Hieronymus Bosch: Tod
des Geizhalses (1485/1490)

halses» zeigt einen Menschen, der aufgerichtet im Bett den Tod in seine Kammer treten sieht und sich entscheiden muss, auf welche Seite er sich stellt. Für den Geizkragen bedeutet die Stunde der Entscheidung das Scheiden vom Besitz, den er gehortet

hat. In Winkeln hantieren Dämonen mit kleinen und grösseren Geldsäcken. Blickt der Geizhals zu Christus am Kreuz, wie ihn der Engel anweist, während seine Rechte noch zum Geldsack geht? Der Pfeil in den Händen des Todes war ursprünglich länger, wie die durch Röntgenstrahlen sichtbar gemachte Vorzeichnung des Gemäldes zeigt, aber Bosch kürzte ihn beim Malen, nur der Schatten auf dem Vorhang erreicht schon fast das Bett. Zwischen dem tödlichen Pfeil und dem Geizhals öffnet sich ein Raum, der auch ein psychologischer Raum ist: eine Chance der Entscheidung, die für den Geizhals ebenso gilt wie für den Betrachter des Bildes.

Auf den Holzschnitten der «Kunst des Sterbens» fehlt gerade dieser personifizierte Tod. Umso zahlreicher sind die anderen Figuren, die um das Bett des Sterbenden stehen, und alle versprechen Hilfe. Die einen aber lauern gleichzeitig auf Beute, sagt das Buch seinen Lesern, denn die Teufel machen sich nur bereit, die aus dem Körper tretende Seele zu packen. Die «Ars moriendi» definierte nicht nur das «richtige» Sterben, sondern auch das Sterben, vor dem man sich fürchten sollte, weil es zur ewigen Verdammnis führte.

Um «richtig» sterben zu können, muss man aber wissen, was denn beim Sterben «falsch» laufen kann und weshalb im Ave Maria gebetet wird: «Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.»

Kampf zwischen Gut und Böse

Die Sterbestunde birgt dieselbe Gefahr, der Menschen ihr Leben lang ausgesetzt sind. Der grosse Versucher hat seinen letzten Auftritt. Die Teufelsheere nutzen in der Sterbestunde ihre letzte Chance und flüstern dem Menschen ein letztes Mal Verzweiflung ein, Ungeduld, Eitelkeit, Gier, Geiz und was an negativen Emotionen das Gemüt erfüllen kann. Die Holzschnitte der «Ars moriendi» zeigen die teuflischen Einflüsterungen auf Spruchbändern: «Die Hölle ist zerstört» oder «töte dich selbst». Der Teufel ist ein Meister der geistigen Korrosion. Das Gottvertrauen bricht unter der Last von Zweifel und Zwietracht ein, in den letzten Minuten des Lebens wird es düster im und um den Sterbenden. Dann flattern die Schwarzen in Scharen herbei.

Werfen wir einen Blick auf die lichtscheuen Gestalten, die ums Sterbebett stehen: Der Teufel tritt nicht ans Bett der Sterbenden, um dort etwa zu singen wie die Engel. Singen ist nicht sein Metier, in Hildegards von Bingen Oper «Ordo virtutum» kann er nur krächzen. Aber er hält sich für den Menschen, seinen Erzfeind, ganz besonders zuständig. Aus seiner eigenen Geschichte weiss er, dass in jedem Menschen ein göttlicher Lichtfunke verborgen ist. Dieser Funke, der seit der Stoa als «samenhaft» gedacht wird, macht die Menschen selbst zu *logoi spermatikói*, zu «Geist- oder Vernunftsamensamen», so dass sie an sich selbst erkennen können, wes Geistes Kind sie sind. Der Teufel sucht diese Selbsterkenntnis auszulöschen, denn er ist bekanntlich selbst einer der gefallenen Engel, ja, deren Fürst.

Der Teufel benutzt viele Pseudonyme, Belial und Leviathan, Beelzebub, Luzifer und Satan, und wird meist mit Flügeln dargestellt. Flugfähigkeit gilt in der christlichen Kultur als Segen, mit Federn und Flügel sollen die allerersten Lebewesen um den Schöpferthron geflattert sein, Engel, zehnhörig in Reih und Glied singend, auch die Engel vom zehnten Chor, die später abfielen, gehörten zu ihnen. Als Luzifer revoltierte und die Macht an sich reißen wollte, kam es zu gewaltsamen Unruhen, die erst durch den Sturz des ganzen Chors beendet wurden. Das Loch war unschön, so ein in der frühmittelalterlichen Literatur erzählter Mythos, deshalb schuf Gott die Menschen als Lückenbüsser, nicht mehr als reine Geistwesen wie die Engel, sondern als inkarnierte, also in einen physischen Körper gehüllte Seelen. Wie schon bei Plato war die Seele gefiedert und flugfähig, damit sie alles Schwere auf Erden zu den Göttern emporheben kann. Die Seele verliert ihre Federn, wenn sie nicht richtig ernährt wird. Wie das geschieht, ist in Platos «Phaidros» nachzulesen.

Die pervertierten Engel stürzen sich seither in tödlichem Hass auf ihre Nachfolger. Kaum kommt ein Kind auf die Welt, haften sie sich an seine Fersen – sie lauern ihm also nicht anders auf, als sie auf den Ausgang der Seele aus dem Mund des Sterbenden warten. Die beiden Arten von geflügelten Geistwesen begleiten die Menschen und suchen unermüdlich ihren Einfluss geltend zu machen.



Höllensmaul-Darstellung
in der Münchner
Belial-Handschrift,
2. Hälfte 15. Jahrhundert.

Der Teufel verführt zur Sünde, führt Buch über die Sünden und beschäftigt Horden von Helfern. Dass man sich die Hölle selbst als ein Raubtiermaul vorstellte, macht das in ihr geltende Gesetz sichtbar: Fressen und Gefressenwerden. Als dossierfester Rechtsanwalt namens Belial will der Teufel beim Jüngsten Gericht gut dokumentiert sein, gemäss einer ebenfalls sehr populären Textgattung im Spätmittelalter. Als «Procurator» wird er beim Jüngsten Gericht vor Gott treten und Auskunft über die von Jesus geretteten Seelen verlangen und seine rechtmässigen Besitzansprüche auf die Seelen von Sündern anmelden. Es liegt in der Natur der Sache, dass dieser Jurist vor Gott keine guten Karten hat, aber die Leser dafür ein Gaudi. Der Teufel, mit dem ihnen ein Leben lang die Hölle heiss gemacht wird, verliert!

Doch so ganz sicher konnten sich Menschen im Spätmittelalter nie fühlen. Auch Theaterspiele machten dem Publikum weis, dass der Teufel bis zum Ende der Zeit aktiv bleiben würde und sie in sein unvorstellbar grauenhaftes Reich verschleppen könnte. Multimediale Höllen- und Fegefeuer-Vorstellungen in Bildern, Texten, Liedern und Theaterspielen schürten diese Angst und die Kaufbereitschaft von Ablässen und inspirierten Hieronymus Bosch zu grandiosen Jenseits-Panoramen. Seine Triptychen «Garten der Lüste» (um 1498) und «Jüngstes Ge-

richt» (um 1515) zeigen die Schrecken der Hölle bald wie eine Folterkammer mit pervertierten Musikinstrumenten, bald wie Nachtaufnahmen von Kriegsschauplätzen.

Die Jenseitswelten beschäftigten Menschen aller sozialen Schichten. Wie konnte man vermeiden, dass die eigene Seele an den Falschen geriet? Wie die Leiden der bereits Verstorbenen mildern, die von Teufeln gefoltert wurden? Waren solche Fragen einmal im Bewusstsein der Lebenden – und Werke wie die «Kunst des Sterbens» trugen kräftig dazu bei –, so war nur noch ein kleiner Schritt, diese Angst lukrativ zu nutzen. Kritischen Zeitgenossen kam die Heils- und Geldmaschine der spätmittelalterlichen Kirche schon vor der Reformation suspekt vor, aber ohne Erkundungen der nachtodlichen Topografie wären die mittelalterliche Kunst und Literatur sehr viel ärmer. Meisterwerke wie Dantes «Göttliche Komödie» – ein Reiseführer durch Fegefeuer, Hölle und Himmel und ein Who's Who von der Antike bis ins Mittelalter – würden ebenso fehlen wie andere Visionswerke, die in ganz Europa verbreitet wurden. Die Erzählung vom Ritter Tundalus, der eines Tages scheinbar stirbt, von einem Engel durch Himmel, Hölle und Fegefeuer geführt wird und die Orte der Pein und der Seligkeit gezeigt bekommt, damit er ins Leben zurückkehrt und von seiner Vision berichtet. All dies zielt auf alle, die noch eine Chance haben, ihr Leben zu ändern. Auf die Lebenden, die Lesenden, auf uns.

Aus heutiger Perspektive stellt sich die Frage, ob solche Vorstellungen von «Hölle» oder «Himmel» tatsächlichen Erfahrungen von Sterbenden entsprechen oder ob sie institutionelle Konstrukte der mittelalterlichen Kirche sind. Die Frage lässt sich höchstens und nur partiell beantworten, sofern die Erkenntnisse aus der Nahtoderfahrungs-Forschung (NDE-Forschung) beigezogen werden können: Betroffene Menschen verbinden ihre Erfahrungen nur sehr selten Erfahrungen mit dem, was an mittelalterliche Höllenschilderungen (Finsternis, Bedrängnis, Angst und Schmerz) erinnert. Auch wenn «Höllenerfahrungen» empirisch selten bezeugt sind, gibt es doch Indizien dafür, dass es sie gibt. Ob sie durch den kulturellen und religiösen Kontext, in dem ein Mensch gelebt hat, oder durch die Sterbeumstände bedingt sind, ist letztlich aber nicht zu entscheiden. Der apokalyptische

Kampf, im dem sich geistige Mächte um die Seele streiten, ist in der NDE-Forschung jedenfalls nicht ganz unbekannt.



Hans Sebald Beham:
Adam und Eva

Der Baum des Lebens

Jeder Mensch und die Menschheit als Ganzes sind aus christlicher Sicht ein *Teil* der Schöpfung. Die Ureltern Adam und Eva, die unter dem Baum des Lebens stehen, repräsentieren alle: die Gewesenen ebenso wie die zur Zeit Lebenden und die noch Kommenden, und ihr Schicksal unter dem paradiesischen Baum des Lebens hallt in allen Menschenleben nach: Geburtlichkeit und Geschlechtlichkeit prägen ihr Leben. Mitleiden, aber auch Mitfreuen und Mitschöpfen sind die grossen Themen der christlichen Anthropologie.

Die Zeit macht da menschliche Leben zu einer prozesshaften Erfahrung. Diesem unablässigen Fortschreiten stellen sich zwei barocke Leitsprüche entgegen: *Carpe diem* und *memento mori*, eine Variante der «Ars moriendi»-Tradition. Ein spielerische Briefform kombiniert beide, um Schreck zu erzeugen.



Faltbrief. Augsburg: Martin Will

Ein vornehmes Paar wird beim nächsten Aufklappen bis auf die Knochen entblöst:

«Die Jugend bringt man noch in Sünden zu, / das böse hertz vergist der himels ruh, / doch säume nicht, mich völlig zu endecken, / villeicht wird dich mein anblick noch erschrecken.»

Die Frau hält die Schaufel des Totengräbers, der Mann die Sense. Der scheinbar persönliche Brief «an dich und mich» entpuppt sich als Memento-Mori-Klappbild, in Massendruck in der Offizin des Martin Will aus Augsburg hergestellt.

Das Bild von den Ureltern, die unter dem Baum des Lebens stehen, kam im ausgehenden 16. Jahrhundert in ein Geburtshilfebuch für Hebammen. Als das erfolgreiche «Trosthüchlein» des Zürcher Stadtschnittarztes und Theatermachers Jakob Ruf (um 1505–1558) in Frankfurt nachgedruckt wurde, steuerte der ebenfalls aus Zürich stammende Jost Amman (1539–1591) eine Sündenfall-Darstellung bei.



Jakob Ruf: Trostbüchlein (1554). Neudruck unter dem Titel Hebammen Buch. Frankfurt: Sigmund Feyerabend, 1580

Die Darstellung findet sich vor dem ersten, der Zeugung gewidmeten Buch. Das Genesiszitat (Gen 3,16) über die Strafen für den Sündenfall – die Sterblichkeit, das Gebären! – fehlt nicht. Der Holzschnitt hat eine klare Botschaft. Adam und Eva stehen hier für alle Eltern. Der Tod steht zwischen ihnen, erinnert an die hohe Kinder- und Müttersterblichkeit während der Geburt und auch daran, dass nicht nur ihre Lebenszeit beschränkt ist, sondern auch die ihrer noch nicht einmal geborenen Kinder.

Zwei Mäuse

Die berühmteste mittelalterliche Erzählung über die Zeit erzählt von zwei Mäusen, die an der Lebenszeit nagen, ohne dass ihr Besitzer es bemerkt. Die Erzählung thematisiert in gleichnishafter Weise das Verhältnis des Menschen zu den ihm auf Erden gegebenen Jahren. Zwei der Quellen dieser Geschichte führen aus dem christlichen Kontext hinaus, in die indische Literatur für Fürstensöhne, zu einer Buddhalegende aus dem sechsten Jahrhundert. Unter dem Titel «Historia von Barlaam und Josa-

phat» gelangte sie in den Westen, wo sie christianisiert und in die (auch deutschsprachige) Literatur aufgenommen wurde.

Prinz Josaphat, der spätere Buddha, trifft darin auf einen Wanderasketen namens Barlaam, ein Name, der wie bodhisat (= der Erleuchtete) auf einen Sanskrit-Ausdruck zurückgeht (bhagavan = der Feinsinnige). Der Weise wird zum Erzieher des Fürstentsohns und mit symbolischen Erzählungen das Wesen der Welt. Die Geschichte mit den Mäusen wurde so oft wie keine andere von Barlaams Parabeln über die Nichtigkeit der Welt illustriert.

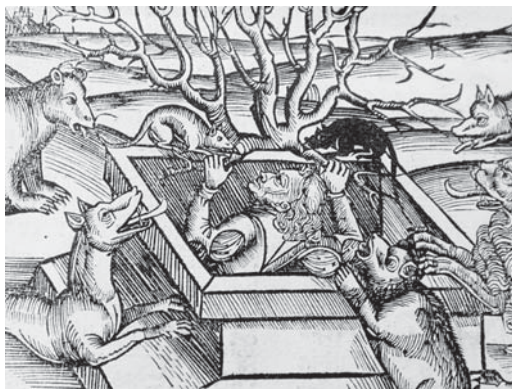
Das Gleichnis beginnt so: Es war einmal einer, der plötzlich unheimliche Geräusche hinter sich hörte. Es war die schauerliche Stimme eines Ungeheuers. Da floh er Hals über Kopf, fiel aber in eine grosse, finstere Grube. Er konnte gerade noch seine Hände ausstrecken, eine Staupe packen und aus der Grubenwand einen grasbewachsenen Vorsprung herausscharren, auf den er seine Füße stellen konnte. Mit Mühe und Not hielt er sich fest und atmete auf. Er dachte nur noch an das, was gerade vor seiner Nase war.

Als er aber sah, dass eine weisse und eine schwarze Maus an der Staupe nagten und dass in der Grube unten ein Drache sein Maul aufsperrte und dass vier Schlangen den kleinen Vorsprung abfrassen, auf dem seine Füße standen, fühlte er sich nicht mehr so sicher und machte seinen Mund auf. Von der Staupe über ihm fielen Honigtropfen auf seine Zunge, und die Süßigkeit betäubte seinen Kummer wegen der Schlangen, des Drachens und auch der beiden Mäuse.

Josaphat erkennt die tiefere Bedeutung sofort, aber Barlaam wäre nicht sein Erzieher, wenn er die Gleichungen nicht selbst auflöste: Das Monster, das den Mann zuerst erschreckt habe, sei die Sterblichkeit, die Grube, in die er falle, eine Welt voller Fallstricke, und die Staupe seien die Lebensjahre, die einem jeden zubemessen seien. Mit jedem Tag und jeder Nacht werde die Wurzel der Staupe dünner, die weisse Maus stehe für den Tag und die schwarze die Nacht. Natürlich ist der Drache dann wieder die Hölle, und die vier Schlangen bedeuten die vier Elemente, aus denen der Körper geschaffen ist.

Auch die zweite Quelle stammt aus Indien und gelangte aus dem «Pancatantra» ins Arabische, dann über jüdische Vermitt-

lung ins Hebräische und schliesslich durch den konvertierten Juden Johannes von Capua ins Lateinische, wo es zwischen 1263 und 1278 unter dem Titel «Liber Kalilae et Dimnae, Directorium vitae humanae» erschien und dann in die europäischen Sprachen übersetzt wurde. Der Buchdruck machte es zu einem Bestseller. Auf Deutsch erschien es unter dem Titel «Das Buch der Beispiele der alten Weisen» 1483 erstmals in Druck, diese Abbildung stammt aus einem Druck von 1510.



Das Buch der
Beispiele,
Strassburg:
Hans Grüninger
1501

Die populären Tiergeschichten wurden aus dem Kontext gelöst und in unterhaltsame Exempel- und Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts integriert, später, im 18. und 19. Jahrhundert, auch in Märchenbücher. Eines der berühmtesten Grimm-Märchen, «Der Teufel mit den drei goldenen Haaren», kennt die heimlichen Lebenswurzeln-Nager. Nur der Teufel weiss, warum ein Baum, der einst goldene Äpfel trug, wegen einer Maus nicht einmal mehr Blätter hervortreibt. Im Zeichen der Mäuse dachte man über absterbende Bäume ebenso nach wie über den jähen Tod von Menschen.

Das ewige Jetzt

Die meisten christlichen Texte aus der Vormoderne thematisieren die Endlichkeit des menschlichen Lebens auf Erden und die Aussichten für das sogenannte ewige Leben im Jenseits. Sie erzählen von den sogenannten Letzten Dingen mit einer Härte, die von Absichten nicht frei war. Die Geschichten über

Hölle und Fegefeuer sollten diesseitsorientierten Menschen einen Nasenstüber geben, sie zur Besinnung bringen und zur Umkehr bewegen. Waren sie einmal erschüttert oder verängstigt, konnten sie gemäss kirchlichen Vorgaben neu auf den Weg gebracht werden. Die präsentierten Jenseitsvorstellungen galten auch zur Zeit der Reformation als Tatsachen. Sie wurden erst mit der Säkularisierung und der Entkirchlichung der Spiritualität allmählich demontiert.

Doch es gab im Mittelalter auch andere Anregungen, über die Endlichkeit nachzudenken – darunter sind auch echte Ansätze zu freiem Nachdenken. Der Dominikaner Meister Eckhart (um 1260–1328), einer der ganz Grossen seines Fachs, predigte über die Zeit, als wäre sie eine durchsichtige Haut mit feinen Poren, durch die etwas in Sprache nicht Fassbares zu uns hindurch funkelt. Eckharts Predigten zielten auf einen freien, von Vorstellungen geleerten Geist. Nur in ihm war die Weite, die dem Absoluten Platz einräumen konnte. Eckhart entrümpelte die Vorstellungswelten seiner Zeitgenossen gründlich. Er predigte, wesentlich sei eine göttliche Kraft in der Seele, die viele Namen habe und letztlich unbenannt bleiben wolle. In ihr sei Zeitlosigkeit erfahrbar: «Gott ist in dieser Kraft wie in dem ewigen Nun. Wäre der Geist allzeit mit Gott in dieser Kraft vereint, der Mensch könnte nicht altern.» Seine Predigten über das Zeitlose im Menschen lehren etwas Paradoxes, nämlich das Zeitgebundene und das Zeitlose miteinander zu versöhnen. Dieses *êwige nû*, das zeitlose Jetzt, war keine Denkübung, sondern eine spirituelle Übung, ein Gebet:

«Was ich euch gesagt habe, das ist wahr; dafür setze ich euch die Wahrheit zum Zeugen und meine Seele zum Pfande. Dass wir so ein ›Bürglein‹ seien, in dem Jesus empfangen werde und ewig in uns bleibe in der Weise, wie ich's gesagt habe, dazu helfe uns Gott. Amen.»

ERINNERUNGEN GOTTES?

Die Perspektive einer Pfarrerin

Adelheid Jewanski



Der Tod – ein Mörder, ein Rätsel, ein Geheimnis?

Auch nach vielen hundert Abschiedsgottesdiensten und Beisetzungen, nach stillen Augenblicken vor einem Leichnam oder einem Gebet, Segen, Lied und letztem Händedruck für einen sterbenden Menschen bleibt der Tod mir ein Rätsel, eine offene Frage. Warum steht das Herz eines 39jährigen Vaters von einer Minute zur anderen plötzlich still, während dieser Muskel im Körper einer 93jährigen Urgrossmutter gleichmässig, ja, unerbittlich weiterpumpt und schlägt? Warum wollte ein junger Mann unter keinen Umständen mehr leben, und warum können die intensiven Gebete einer Liebenden den komatösen Geliebten auf der Intensivstation nicht mehr zum Leben erwachen lassen? Schon sehr früh musste ich beim Tod meines jüngsten, damals neunjährigen Bruders akzeptieren, dass nichts ihn zurück ins Leben holen konnte, auch die inbrünstigsten Gebete nicht. Diese schmerzhafteste Erkenntnis hätte mein Abschied vom christlichen Glauben sein können. Doch sie wurde zum Anstoss, mich näher und tiefer mit der Tradition und ihren Deutungen zu beschäftigen. Ich habe ihre Wahrheit für mich persönlich und später auch beruflich erprobt und mich auf sie eingelassen. Der Tod ist mir Frage und Rätsel geblieben. Doch je länger ich mich mit dem Sterben und Tod beschäftige habe, desto kostbarer und einzigartiger ist mir das Leben geworden als ein wunderbares Geschenk einschliesslich aller Schmerzen, Brüche und Niederlagen. Allein schon diese biografische Entwicklung empfinde ich als Auferstehung.

«Der Tod ist immer ein Mörder.» – Diesen Satz von Simone de Beauvoir hat kürzlich der deutsche Journalist Bartholomäus Grill in seinem Buch «Um uns die Toten» im Rückblick auf das Sterben seiner Mutter zitiert.¹ Beim Tod der eigenen Mutter, dem erschütternden «Erkalten des mütterlichen Kraftwerks», mag die Endgültigkeit ganz besonders brutal treffen. Das einmalige, unverwechselbare Leben des Menschen, dem man sich selbst verdankt, ist unwiderruflich zu Ende. Es gibt keine unendliche Verlängerung und keine unsterbliche Seele. Dennoch kann ich diesem Satz in seiner Absolutheit nicht zustimmen, weil ich dem Tod die Macht einer eigenen Personalität nicht zugestehe. Der Tod trägt viele Gesichter, weil alle Menschen sterblich sind. Vor allem trägt er das bestimmte Gesicht Jesu, durch dessen Botschaft vom Leben und dessen Auferstehung die endgültige Entmachtung und Entpersonalisierung des Todes geschehen ist. Deshalb mache mich immer auf die Suche nach den Anzeichen des Lebens und der Liebe, des Mutes und der Hoffnung, des Einsatzes, des Glaubens und des Humors, die von einem gelebten und zu Ende gegangenen Leben zu entdecken sind. Diese Anzeichen, zu denen unbedingt auch die «Ecken und Kanten», die Schrägheit und die unangenehmen Seiten gehören, sind in denjenigen Menschen lebendig, die um den Verstorbenen trauern und die sich an diesen Menschen erinnern, wie er war und was sie mit ihm oder ihr erlebt haben. Ich bin auch und gerade angesichts des Todes immer auf der Suche nach den Spuren gelebten Lebens und Liebens. Das ist meine Profession.

Sterben – ein wesentlicher Teil des Lebens

Sterben ist nicht nur eine Phase am Ende des Lebens, es begegnet uns bereits mitten im Leben, wenn eine Beziehung, eine Hoffnung, ein Wunsch oder ein Ziel stirbt, wenn man Abschied nehmen muss von anderen Menschen, von einer Arbeit, einem Ort, einem ganzen Lebensabschnitt.

Die Fähigkeit zum Sterben kann mit jedem bewussten Abschiednehmen und jedem Loslassen des Gewohnten und Liebgewonnenen geübt werden. Auch der Umzug ins Altersheim ist ein Moment des Sterbens, aus dem jedoch durchaus wieder Neues entstehen kann.

Sterben ist technisch anspruchsvoll geworden in unserer multioptionalen und individualisierten Gesellschaft. Es gilt die Gratwanderung zu machen zwischen den Auswüchsen einer hoch technisierten Medizin, gegen die man sich mit Hilfe einer Patientenverfügung schützt, und dem «letzten Ausweg» bei einem unerträglich gewordenen Leben, den die Sterbeorganisationen anbieten. Viele Menschen erklären, dass sie keine Angst vor dem Tod, aber Angst vor dem Sterben haben. Das Sterben ist ein nicht planbarer, unkontrollierbarer Teil des Lebens. Todesangst ist eher Lebensangst, Angst vor der letzten Lebensphase.

Die meisten Menschen wünschen sich, dass sie schnell sterben, am besten im Schlaf. Man möchte nichts davon spüren und «miterleben», dass man stirbt. Es soll nicht weh tun und möglichst rasch erledigt sein. Einigen Menschen fällt diese schnelle Variante des Lebensendes tatsächlich zu. Ein plötzlicher Herzstillstand oder ein Hirnschlag erfüllen die heimlichen oder auch offen geäußerten Wünsche. Ein solches «leichtes» Lebensende lässt jedoch die Angehörigen um so schwerer getroffen, ja, geschlagen zurück. Sie müssen das, was sie im Sterbeprozess gemeinsam mit dem nahestehenden Menschen hätten mitvollziehen können, allein durchleben und bewältigen. Ich begleite sie häufig ein Stück auf diesem Weg.

Menschen, die sich einen schnellen Tod wünschen, sind bereit, auf den letzten und möglicherweise sehr wesentlichen Abschluss ihres Lebens zu verzichten. Denn auf dieser letzten Strecke kann sich ein individuelles Leben ein letztes Mal als ein ganz eigenes, sich erfüllendes zeigen. Offenbar kann ich «die Fähigkeit zu sterben»² erwerben, wenn ich der Leitfrage folge, was ich noch leben und zum Ausdruck bringen möchte, bevor meine Möglichkeiten dahin sind. Das Besondere an dieser Lebensphase ist, dass es meist nur noch kleiner Zeichen bedarf, um wahrgenommen zu werden: Ein Wort des Dankes, eine Bitte um Vergebung, ein Zeichen der Liebe, ein Blick, ein Händedruck.

Mir ist des Öfteren von Angehörigen berichtet worden, dass ein Mensch in der Phase vor seinem Tod eine überraschende Wandlung durchgemacht habe: Eher dominante oder beherrschte Charaktere wurden unerwartet weich, sanft und liessen Gefühle und Gesten zu, die im bisherigen Leben rar oder unsicht-

bar gewesen waren. Es scheint mir oft, als könnten Menschen sogar im allerletzten Abschnitt ihres Lebens noch ein wenig von dem ausleben und verwirklichen, was sie sich zuvor versagt hatten. Sterben hält – wie das Leben selbst – oft grosse Herausforderungen bereit, zum Beispiel sich hinzugeben und hinzunehmen, was man nicht ändern kann? So können alle Facetten eines Menschen zum Vorschein und ins Leben kommen, bevor es endet. In diesem Sinne ist es auch die Phase der Vollendung.

Der Kabarettist Hanns Dieter Hüsch gestand einst seiner Frau, dass er am liebsten auf der Bühne sterben würde. Darauf antwortete sie: «Es muss aber ausverkauft sein!»³ Dieser kleine ironische, mehrschichtige Dialog weist auf die Bedeutung hin, die dem Moment des Sterbens zugemessen wird. Es wird kaum der letzte, grosse Auftritt sein und doch ein wichtiger Zeitpunkt in einer wesentlichen Phase des Lebens. Als Ideal gilt gemäss vieler Todesanzeigen: «Umgeben von seinen Lieben friedlich eingeschlafen». Deshalb erhält die Anwesenheit im Moment des Todes für viele Angehörige eine grosse Bedeutung. Wenn sie nicht gelingt, wird es als Versäumnis empfunden. Allerdings gibt es auch die Beobachtung, dass Sterbende genau die Momente der Abwesenheit ihrer Liebsten «nutzen». Viele Menschen sterben allein, weil keine Angehörigen da sind. Die Pflegenden oder Freiwillige übernehmen im besten Fall die Rolle derer, die am Bett wachen, bis das Leben und das Sterben zu Ende gehen. Bei einem sterbenden Menschen zu sein bedeutet, ihn bis zum letzten Augenblick der Liebe und Beziehung zu vergewissern. Er soll nicht einsam und verlassen sterben. Der Tod beendet jedoch diese sichtbare, tastbare, spürbare Verbundenheit. Was ist stärker als der Tod? Wie kann sich die Verbundenheit verwandeln? Stärker als der Tod, so glaube ich, ist die Macht, die ins Leben ruft; es ist die Macht der Liebe Gottes. Sie verwandelt die Beziehungslosigkeit des Todes in eine neue Art der Verbundenheit der durch ihn Getrennten.

Die Rituale der Beisetzung und Abdankung dienen diesem Übergang vom Beziehungsabbruch durch den Tod zu einer neuen Art der Verbundenheit im Rückbezug auf das gelebte und geteilte Leben. In diesem Zusammenhang haben auch die Angehörigen des verstorbenen Menschen ihren «Auftritt», den sie